

## Der schmale Grat

### **Auf dem Truppenübungsplatz in Hammelburg bereitet die Bundeswehr Journalisten auf die Arbeit in Krisengebieten vor**

Von Marc Baumann

In dieses Haus ist der Tod eingezogen. Er bewohnt jedes Zimmer und jedes Möbelstück. Er ist einfach überall, unter dem Teppich, in der Toilettenspülung, hinter der Eingangstür. Eine Gruppe von Journalisten nähert sich dem Gebäude. Ein junger Fotograf geht voran, er drückt die Türklinke herunter und tritt in das Haus. Im Kosovo war diese Tür vermint. Der Sprengstoff hat die Menschen einfach zerrissen. Der Fotograf hat Glück. Er ist nicht im Kosovo, sondern auf dem Truppenübungsplatz in Hammelburg. Hier, wo die Bundeswehr diese Tür nachgebaut hat, leuchtet nur ein rotes Lämpchen auf. Der Tod bleibt eine Ahnung.

Wer dieses Haus betritt, soll nicht verstümmelt oder getötet werden, er soll lernen, gut auf sein Leben aufzupassen. Darum geht es bei dem Kriegsreporter-Seminar in Hammelburg. Fünf Tage lang, mehrfacher Tod und Weinprobe inklusive.

"Wenn das rote Lämpchen am Türrahmen angeht, haben Sie den Sprengsatz ausgelöst", sagt Major Arnold Winkens. Über 50 Sprengfallen zeigt er in dem Haus, "jede einzelne haben UN-Soldaten so im Original gefunden". Der Toilettensitz, die Kaffeemaschine, das Sofa, alles hat Drähte, Sprengstoff, Zünder. Auch ein alter Plattenspieler, gefunden im Kosovo. Wer den Bürgerkriegswirren für ein, zwei Lieder entkommen wollte, löste eine Panzerabwehrmine aus. "Fassen Sie nichts an, was Sie nicht selbst hingelegt haben", sagt Winkens, "fahren Sie nur auf betonierte Straßen, gehen Sie nie in verlassene Häuser."

Major Winkens erzählt von verminten Wäldern und Häusern im ehemaligen Jugoslawien. Orte, die er selber gesehen hat, Orte, über die Journalisten berichtet haben und an denen sie gestorben sind. So wie die *Stern*-Reporter Gabriel Grüner und Volker Krämer, erschossen aus dem Hinterhalt, im Juni 1999 im Kosovo. Ihr Tod brachte ARD-Intendant Fritz Pleitgen und Verteidigungsminister Rudolf Scharping miteinander ins Gespräch. Seit Ende des Jahres 1999 schult die Bundeswehr Reporter für Krisengebiete. "Journalisten sind für die Kriegsparteien eine Art Freiwild", sagt Oberstleutnant Josef Taubeneder, "und es gehört zum Auftrag der Bundeswehr, Journalisten zu beschützen. Je besser Sie ausgebildet sind, desto einfacher wird es für uns."

Ein aufgegebener Posten der serbischen Armee hätte Thomas Morawski beinahe das Leben gekostet. Der 51-jährige Krisenreporter hoffte auf ein gutes Bildmotiv. "Ich hatte Glück, das Drahtseil zu bemerken, das quer über den Boden gespannt war", sagt Morawski, der für den Bayerischen Rundfunk und die ARD aus Bosnien, dem Nahen Osten und zwei Golfkriegen berichtet hat und jetzt im Auftrag der Bundeswehr seine Kollegen für den Ernstfall vorbereitet. Unerfahrenheit und der Erwartungsdruck der Heimatredaktion seien die größten Gefahren im Krieg, sagt der BR-Redakteur. Morawski, beim Bund einst ausgemustert, wurde von Heckenschützen beschossen und hat Menschen in Minenfeldern sterben sehen. Für ihn kein Grund aufzuhören. "Es ist keine Sucht", sagt er, "es ist nur so, auf banale Themen habe ich schlichtweg keine Lust mehr."

Der Theorie folgt die Praxis. Die Journalisten steigen in einen Bus, die Fahrt geht nach Bonmland. 300 Einwohner hatte das fränkische Dorf früher, seit 1965 probt die Bundeswehr hier den Ernstfall. Das künftige Afghanistan-Kontingent wird hier auf seinen Einsatz vorbereitet, als Taliban verkleidete Soldaten inszenieren einen Volksaufstand. Über 200 Statisten kommen in Bonmland zum Einsatz. Rund 50 von ihnen stehen in dieser Woche auch für die Journalisten bereit,

verkleidet als Bürgerkriegsmilizen, Geiselnnehmer, verstümmelte Minenopfer und ein verunglücktes Fernsenteam.

Die echten Journalisten bekommen eine Weste mit Sensoren, ein Piepton zeigt Schussverletzungen an, oder gleich den Tod. Die Reporter werden durch das Dorf geführt. Plötzlich wird geschossen. Jemand schreit etwas von einem Gewehr im Haus gegenüber, Chaos bricht aus. Der erste Tote. Seine Weste hört gar nicht mehr auf zu piepen. Links und rechts der Straße kauern die, die sich retten konnten, hinter Hauswänden, zwei sind in ein Gebüsch gesprungen. Übungsende. "So, Sie sind jetzt mal tot und bleiben bitte liegen, alle anderen können wieder vorkommen", sagt ein Ausbilder. Weiter geht es durch Bonnland. Übungsgranaten fliegen auf die Journalisten, die Suche nach Deckung endet in verminten Stolperfallen. Am Ende dieses Dienstages ist jeder Journalist viermal ermordet worden, mindestens.

Wirklich ernst wird es aber erst am Donnerstag. Laut Planspiel soll über ein Massaker in einem fiktiven Bürgerkriegsland berichtet werden. Drei Stationen sind geplant: Unfall, Checkpoint, Geiselnahme. Die Journalisten bergen UN-Soldaten, die am Wegrand auf einen Sprengsatz gefahren sind. Einem Soldaten wurde ein Bein abgerissen, das Unfallgebiet ist vermint.

Die nächste Station ist der Checkpoint. Zwei Journalisten haben ihre Presseausweise vergessen, der eine kriegt eine Pistole an den Kopf gedrückt, der andere ein Messer an den Hals. Der Milizführer schreit sie wütend minutenlang an. Zwei andere müssen fast eine Stunde lang auf dem steinigem Boden knien, die Hände erhoben. Erste echte Schmerzen kommen auf. Die Grenze zwischen Rollenspiel und Realität verschwimmt endgültig bei Station drei, der Geiselnahme.

Maskierte Männer zerren die Journalisten aus ihren Autos, werfen sie auf den Boden, fesseln ihre Hände, verbinden ihre Augen. Die Geiseln werden durch den Wald gezerrt, dann auf die Ladefläche eines Lasters geworfen, der Lkw rast davon. Nach wilder Fahrt und einem weiteren Fußmarsch erreicht man endlich das Camp der Geiselnnehmer. Eine halbe Stunde lang spricht keiner der Entführer ein Wort. Aus der Dunkelheit um sie herum hören die Journalisten, wie hinter ihnen Maschinenpistolen durchgeladen werden. Die Frauen werden betatscht, soweit das Rollenspiel es zulässt. Ein Journalist, der seine Kollegin beschützen will, wird hingerichtet. Übungsende.

Das einwöchige Seminar endet mit derselben Frage, mit der es begonnen hat: "Wer von Ihnen hat ernsthaft vor, als Reporter in Krisen- und Kriegsgebiete zu gehen?", fragt Oberstleutnant Josef Taubeneder. Zu Beginn der Woche haben sich elf von dreizehn Journalisten gemeldet, jetzt sind es erst drei Hände, dann, etwas zögernd, streckt noch ein Vierter den Finger in die Luft. "Mir ist die Gefahr jetzt viel bewusster", sagt eine freie Journalistin. Und doch hat sie sich gemeldet, will sie über Krisen berichten, vor Ort. "Aber das heißt nicht, dass ich keine Angst habe."